Der geistig-körperliche

Dualismus im Menschlichen.

Von

Martin Schleich.

München, 1868.

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Gebr. Parcus).

Der geistig-körperliche

Dualismus im Menschlichen.

Von

Martin Schleich.

Manuscript.

München, 1868.

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Gebr. Parcus).

Jahrzehnte hindurch glaubte man an die Existenz gewisser Krankheitsgenien; bald biliöser, bald entzündlicher oder nervöser Natur sollten sie den menschlichen Organismus beherrschen und allen pathologischen Erscheinungen ihren Stempel aufdrücken. Die Naturforschung hat diese unfaßbaren Tyrannen in das Bereich der Fabel verwiesen, wo sie sich in Gesellschaft der gleichfalls von allem Einfluß auf die Geschicke enthobenen Planeten trösten mögen. Es gibt keine von den Naturgesetzen unabhängige Kraft, keinen Genius, der zeitweise und unter gewissen Himmelsstrichen auf das thierische Leben eine Wirkung ausüben könnte.

Die Materialisten unserer Tage gehen noch weiter. Sie wollen nicht nur die Gesammtheit der Organismen, sondern auch jeden einzelnen von der Herrschaft irgend eines bestimmten Etwas befreit wissen und läugnen deßhalb insbesondere die Existenz einer sogenannten Lebenskraft, die, ohne an eine bestimmte Materie im Körper gebunden zu sein, gleichsam alle seine Theile durchdringt und von deren Quantität oder Qualität die Entwicklung, Widerstandsfähigkeit und Langlebigkeit des Individuums abhängen soll. Kein Stoff steht seiner Natur nach höher als der andere. Jeder organische Körper ist eine Republik von Stoffen und Kräften, deren Summe oder Gesammtwirkung eben die Pflanze, das Thier oder den Menschen ausmacht. Eine absolute Lebenskraft gelten lassen, hieße dem Dualismus in der Natur huldigen; es wäre der erste Schritt zur Um-

kehr der Wissenschaft, zum Glauben an eine Seele und die unendlichen Folgerungen, welche sich daran knüpfen. Nicht einmal das originelle Reichenbach'sche Fluidum, die dem Spiritualismus entfernteste und dem Materialismus zunächststehende Theorie einer Lebenskraft, hat vor dem praktischen Sinn der neuen Naturforscher Gnade gefunden.

Herr Büchner findet es von dem Niederländer Mulder sehr geistreich, wenn er sagt, daß es ja auch z. B. keine „Schlachtkraft“ gibt, durch welche die Kanonen gelöst und die Schwerter geführt werden, sondern nur eine Gesammtsumme von Kräften, welche bei einem solchen Vorgange thätig sind. Das Beispiel hat viel Bedenkliches. Was hilft die Summe, wenn ihre Faktoren nicht richtig vertheilt sind? Und dafür hat eben die „Schlachtkraft“ zu sorgen, die weder zu hauen noch zu stechen braucht, sondern in der brutalsten Aeußerung physischer und mechanischer Gewalten so recht das überragende geistige Element darstellt. Wird aber eingeworfen, daß eben der Feldherr auch nur ein menschlicher Organismus sei, eine Summe von Kräften, die als Faktor zu den übrigen Faktoren der Schlacht hinzutritt, so geht es eigentlich doch wider die Vernunft, den General Moltke einer Kanone zu coordiniren und als Werkzeug unter andern Werkzeugen zu betrachten. Auch haben wir es zum Ueberdruß erfahren, daß nicht jeder menschliche Organismus zur Leitung einer Schlacht tauglich ist, daß also ein die andern Individuen weit überragendes dazu gehört, solch leidige „Vorgänge“ zu einem bestimmten Resultat zu führen.

Und doch hören wir von Vitalität und Mortalität, von erhöhter mittlerer Lebensdauer, von germanischer Fruchtbarkeit und romanischer Decadence. Wenn die Individuen keine Lebenskraft besitzen, können auch Familien und Nationen keine solche haben. Wer aber möchte den Unterschied, der in dieser Beziehung zu Tage tritt, verkennen? Die Ursache dieser Erscheinungen, sagt man uns, liegen alle in den Naturgesetzen, deren Vollziehung durch bestimmende

Einflüsse von außen weder gehemmt noch befördert werden kann.

Die Kraftlosigkeit der spanischen Race in Centralamerika ergibt sich aus dem entnervenden Klima und die Abnahme der Bevölkerung in Frankreich ist eine Folge der durch die Entwaldung des Landes fast permanent gewordenen Mißärnten; auch die wiedergebornen Hellenen können sich auf ihrer vertrockneten Halbinsel nicht recht entwickeln und selbst russische Rubel sind kein Ersatz für die Milch- und Honigsäfte der Natur. Wenn einzelne kaltblütige Thiere eine fabelhafte Zähigkeit besitzen, so liegt das nicht etwa in der größeren Lebenskraft, die sonderbarer Weise den Kröten u. dgl. verliehen sein sollte, sondern in ihrer organischen Zusammensetzung, die eben eine solche ist, daß ihre Erhaltung von den wenigsten Bedingungen abhängt und vielleicht nur in einigen chemischen Wechselwirkungen mit der Atmosphäre besteht. Wenn die englische Aristokratie langlebiger ist als die deutsche Bureaukratie, so brauchen unsere schreibenden Individuen nicht auf eine specielle englische Lebenskraft eifersüchtig zu sein, sondern auf sociale Verhältnisse, die den Lordschaften mehr Bewegung in freier Luft und mehr angenehme Nervenaufreizung erlauben.

Ja, in den Nerven, beziehungsweise ihrem Stapelplatz, im Gehirn, liegt Vieles oder vielmehr Alles, wofür man früher gesonderte „Kräfte“ annehmen zu müßen glaubte, wie schon die Alten für jede Naturerscheinung ihre Gottheit hatten. Die Physiologie reducirt in Bezug auf die Thierwelt, mit Einbegriff des Menschen, alle Lebensäußerungen auf den einen Faktor der Gehirnthätigkeit, ohne deßhalb auch in der übrigen Natur statt der abgedankten Gottheiten eine einzige, gleichsam ein Weltgehirn, zu etabliren. Wir wären da unvermuthet bei unserem Hauptthema angekommen, constatiren jedoch vorher unser Einverständniß mit dem Satz: daß das Universum ein Rechtsstaat ist, in dem weder Fluch noch Segen gilt, sondern Alles, im Größten wie im Kleinsten nur auf gesetzlichem Wege geschieht.

Aber bei allem Respekt vor der Allmacht der Naturgesetze ist doch nicht zu läugnen, daß der Mensch von einem großen Theil derselben die Handhabung übernommen hat. Namentlich versteht er es, sie im großartigsten Maßstab gegenstandslos zu machen, d. h. Zustände hervorzurufen, in Folge deren nur diejenigen Gesetze zutreffen, die seinem Vorhaben günstig sind.

Daß solche weitgreifende, nur dem Menschen allein mögliche Combinationen weder aus dem Magen noch aus dem Ellenbogen, sondern im Kopfe entstehen, fühlt Jedermann, und wer von der Herrschaft über die Erde für seine Person auch nur den kleinsten und bescheidensten Theil ausübt, ist, wenn er um sich blickt, doch stolz auf die Resultate des menschlichen Geistes. Es scheint, als ob die Deutschen vorzüglich berufen wären, denselben zu erforschen, weil keine andere lebende Sprache ein Wort besitzt, das ihn so erschöpft.

Esprit ist der in einer bestimmten Richtung wirkende, witzige, vergleichende Geist. Aber Geist im Allgemeinen bedeutet das Alles durchdringende, Bilder und Größen in und außer sich schaffende und haften machende, vor- und rückwärts leuchtende Element, ein Wort, dem nur der Logos der alten Griechen ebenbürtig gegenübersteht. Doch ach, indem wir uns über den Besitz eines solchen Götterwortes freuen, erfahren wir — daß der Begriff dazu mangelt, daß es einen Geist eigentlich gar nicht gibt!

Fort mit aller Creation und Angeborenheit, wir haben es in der ganzen Natur mit Produkten zu thun und was wir Geist nennen, ist eben auch das Produkt der Zusammensetzung der Atome. Fast abgewürdigt ist der Vergleich der Nervenstränge mit dem Telegraphen; was der Empfindungsnerv an irgend einem Punkt, beziehungsweise an seinem Endpunkt, aufnimmt, meldet er schleunigst an das Hauptbureau, von wo eben so prompt vermittelst des entsprechenden Bewegungsnerven die Verhaltungsbefehle an Ort und Stelle abgehen. In vielen Fällen bedarf es gar keiner deliberirenden Verarbeitung

im Gehirne; fast in dem Moment, wo der Floh sticht, telegraphirt sich von selbst an die nächste Hand die Ordre zum Kratzen. Der Materialismus hat zu seiner nicht geringen Befriedigung zu den modernen Erfindungen die Vorbilder im menschlichen Körper gefunden.

Aber das Nämliche gilt ja auch von den Thieren? Ganz richtig! Der Mensch unterscheidet sich vom Thiere lediglich durch die Quantität, nicht durch die Qualität seiner Fähigkeiten. Auf die Menge des Gehirns im Verhältniß zum Gewicht des übrigen Körpers kommt es an und da ist der Mensch — zufällig — am besten daran.

Das Gehirn des Menschen wiegt durchschnittlich zwischen 2 und 3 Pfunden. Wenn nun schon das winzige Ganglion einer Biene hinreicht, um dieses Thierchen zur Einsammlung der Blumenertrakte, zum Bau der wunderbaren Zellen, ja sogar zu monarchisirenden, staatsähnlichen Organisationen zu befähigen, was müßte da im Verhältniß der Mensch für ein Ausbund von Weisheit sein, welch' ungeheure bau- und staatsmännische Begabungen müßten selbst dem größten Dummkopf innewohnen!

Die Thätigkeiten der Thiere, die wir mitunter anstaunen, wurzeln sammt und sonders im Befreiungs-, Nahrungs- oder Geschlechtstrieb. Nichts geschieht dem Menschen zu lieb, sondern Alles aus Egoismus. Herr Louis Büchner ist insonderheit geneigt, unter den Thieren große Weisheit, Sprachvermögen und nahezu wissenschaftliche Vorzüge zu entdecken. Besonders imponirt ihm der Jagdhund, dessen Leistungen menschlichen so ziemlich nahe kommen. Alle Hunde haben den Trieb, laufendes oder auch fliegendes zu erhaschen, theils um es zu fressen, theils um es todt zu beißen, was für viele kein geringer Gaumenkitzel zu sein scheint. Ein Jagdhund, der nie Besseres zu schmecken bekam, fährt auch nach einer Ratte, was dem schönen Thiere jedoch übel ansteht, da es vermöge seiner besonders

fein construirten Riechwerkzeuge im Stande ist, das aromatische Fleisch der Feld- und Waldthiere zu würdigen. Ohne Dressur würde der Jaghund über jeden Haasen herfallen und sich wie wüthend auf die ruhig in der Ackerfurche liegenden Rebhühner stürzen. Aber die Peitsche des Jägers hat ihn gelehrt, sobald er den Geruch des Wildprets in die Nase bekommt, nicht blindlings seiner Gier zu gehorchen, sondern — stille zu stehen! Er steht nicht, um den Jäger aufmerksam zu machen, sondern weil er sich erinnert, für das Nichtstehenbleiben Schläge bekommen zu haben; die starre Haltung des Kopfes und Schwanzes sind Zeichen seiner unterdrückten Gier. Auf Befehl läuft er, auf Befehl holt er aus dem Wasser, nicht für sich, wie er eigentlich gern möchte, sondern für den, der ihm sonst Schläge gibt. Der Hund nimmt Theil an der Jagd, nicht aus Passion, sondern aus Nahrungstrieb und er verzichtet auf die gemachte Beute, nicht aus Noblesse oder von Verstandeswegen, sondern — wegen der Peitsche!

Daß die Thiere im Stande sind, zu combiniren, liegt vor Augen. Wo Combination, da muß auch ein Wille sein, der für die Entscheidung derselben auftritt. Der Wille ist die durch die Centren des Gehirns vermittelte Wirkung der Empfindungsnerven auf die Bewegungsnerven. Wo aber käme der Mensch hin, wenn er diesem naturwüchsigen, materiellen, mit einem Wort: thierischen Willen immer und überall folgen müßte, wenn er nicht Selbstbeherrschung hätte, eine Aktion, für welche im Gehirn des Thieres keine Faser vorhanden scheint. Was etwa als solche ausgelegt werden will, beruht lediglich auf Furcht vor Züchtigung.

Schon die Aufnahme der Sinneseindrücke im menschlichen Gehirn ist eine andere, als beim Thier. Unser Erkennen ist ein kritisches, wir sehen nicht nur, was ist, sondern auch warum es so ist, oder trachten wenigstens, das Warum zu erkennen. Daraus ergibt sich von selbst eine andere Verarbeitung des Aufgenommenen und

eine andere Rückwirkung auf die Bewegung. Jene heißt die Vernunft, diese möchten wir den philosophischen Geschmack nennen. Die Vernunft ist erhöhtes Erkennen und der philosophische Geschmack ist geläutertes Wollen.

Das systematische Erkennen und der disciplinirte Wille führen den Menschen zum Zweckmäßigen, Guten und Schönen. Zueignung fremden Eigenthums, Betrug, Anarchie widerstreben ihm und ist der bessern Erkenntniß zum Trotz irgend eine physische Begierde durchgedrungen, so macht sich ein unangenehmer Rückschlag gegen den philosophischen Geschmack geltend, was man als böses Gewissen und als Reue bezeichnet. Besser angelegte Geister — daß ein Unterschied besteht, davon weiter unten — halten es unter ihrer Würde, Böses mit Bösem zu vergelten; es galt allezeit als ritterlich, den Schwachen zu schonen und dem Feinde zu verzeihen.

Der Materialist wird uns einwenden: bei vielen Völkern sei Stehlen herkömmlich und Morden oft kein Verbrechen, dieselben hätten also wohl das Mißgeschick, bei Vertheilung jenes köstlichen Zusatzes zum Willen übersehen worden zu sein. Mit nichten. Man bringe einen Barbaren in civilisirte Gesellschaft und er wird Gesittung verstehen lernen. Ob er der bessern Eingebung folgt, ist seine Sache, denn der Wille bleibt frei. Für den Erkennenden besteht kein Zwang, sich für das als Gut und Schön Erkannte auch zu entscheiden. Der Vernunft und dem Geschmack sind nur berathende Stimmen eingeräumt, die physische Exekutive ist unabhängig.

Der Geschmack ist seiner Natur nach etwas Errathendes, Divinatorisches, wie ja auch Schmecken so viel bedeutet, als: auf der Spur sein. Der analoge physische Prozeß erstreckt sich nur auf unmittelbar Vorliegendes oder in der Nähe Befindliches der körperlichen Welt. Die geistige Spürkraft aber ist dem Zukünftigen oder unbekannten Gegenwärtigen zugewendet. Unsere philosophischen und künstlerischen Bestrebungen sind Gleichungen mit einer oder mehreren

Unbekannten. Wir treiben Mathematik, ob wir am Studirtisch sitzen, im Laboratorium, in der Staatskanzlei, auf dem Richterstuhl, oder in der Künstlerwerkstätte. Was ist Mathematik anderes als die Lehre von den Größen, d. h. von den Verhältnissen der verschiedenen Größen zu einander? Die Herstellung der Verhältnisse aber und das Erkennen der richtigen Proportion gehört in die Kategorie des Geschmackes.

Obwohl zwischen dem Gehirn des Menschen und dem des Thieres nur quantitative Unterschiede bestehen und kein qualitativer, ist doch bei letzterem keine Spur jener Sapienz zu finden, die im Stande ist, über die Gegenwart in Raum und Zeit hinauszublicken. Das Rechnen mit unbekannten Größen gehört dem Menschen ganz allein. Ja, wenn die Geschichte von dem Pudel wahr wäre, der, anstatt Brod zu holen die von seinem Herrn ihm in's Maul gegebenen Kreuzer versteckte und als deren drei waren, damit in die Wurstküche lief — dann müßte man sagen, dieser Pudel berechtigt zu Darwinischen Hoffnungen. So aber ist es ja nicht einmal wahr, daß sich ein Affe krank stellt, um besser behandelt zu werden.

Um eines Princips willen wird kein Affe Hunger leiden, wenn das Fressen vor ihm steht. Es ist überhaupt sonderbar, was ernsthafte Forscher zur größern Ehre des Materialismus für Feuilletonstücklein in's Feld führen. Um die Menschen thierisch erscheinen zu lassen, stellt man die Thiere möglichst menschlich hin. Besonders der Affe ist das Schreckbild, womit der Uebermuth derjenigen, die sich für höhere Geschöpfe halten, in die Schranken gewiesen werden soll. Und was ist denn eigentlich der Affe, daß man ihn, wenn auch nicht als unsern Vater oder Vetter, so doch als das dem Menschen am nächsten stehende Thier vorzuführen wagt? Der Affe ist eines der wildesten, unruhigsten, unreinlichsten und naschhaftesten Geschöpfe, die es gibt. Gerade sein Fletschen, Drängen und Grimassenschneiden, das fortwährende ungezügelte Spiel der Bewegungsnerven zeigt von

der Geringfügigkeit seiner Gehirnfunctionen, die nach gewissen Anzeichen zu schließen, mehr den Rückgrat hinab zu gehen scheinen. Daß Hund, Pferd, Fuchs, Biber u. s. w. zehn Mal mehr Capacität besitzen, wird doch kaum bestritten werden und wenn die Augen des Affen auch nach vorne gerichtet sind, so sehen sie, wenn man sie mit menschlichen vergleicht, nur um so blöder aus. Der Materialismus zeigt sonst wenig Scheu, einen Zufall anzunehmen, bei der Schädel- und Händebildung der Affen muß ein System der Aus- und Umbildung der Arten zu Grunde liegen. Sind die Quadrumanen mit dem Menschen verwandt, dann muß ihm auch die entwickeltste Gattung derselben am nächsten stehen; nun beschreibt man aber den obersten der Affen, den Gorilla, als die grimmigste, aller Zähmung unzugänglichste und in Bezug auf Klimawechsel dennoch hinfälligste Bestie des Erdbodens. Da möchte Einem doch für den Affen um dessen Menschenähnlichkeit bange werden.

Nein, zwischen beiden Classen gibt es keine Vermittlung. An der Gränze des physischen Willens hört die Thierwelt auf, ohne dem Menschen in das Bereich des philosophischen Geschmackes und der Vernunft zu folgen.

Geschmack und Vernunft! So ziemlich Jedermann weiß, was er sich darunter zu denken hat. Aber unsere Zeit begnügt sich nicht zu den Worten Begriffe zu haben, sie will zu Begriffen auch Substanzen. Nun wird sich aber für die Vernunft und den philosophischen Geschmack d. h. für den Geist, oder wie man das Essentiale, bei welchem der Mensch anfängt, nennen will, auch nur ein hypothetischer Stoff finden lassen, wie für das Licht. Die Hypothese, die hier, beim Wesen des Geistes, Platz greift, läßt aber in dem Nachdenkenden ein Gefühl der Befriedigung zurück, das ihm, den die Materie mit tausend Klammern festhält, vielleicht besser bekommt, als es absolute Gewißheit thun würde.

Steigen wir für einige Augenblicke vom Geist eine Stufe herab und fragen wir: was ist das Licht? Eine außerordentlich schnelle Bewegung des Alles umgebenden und durchdringenden Weltäthers. Da ein absolutes Nichts, ein gänzlich leerer Raum undenkbar ist und zwischen den Körpern im großen Weltraum, sowie auch innerhalb unserer Sphäre zwischen einzelnen Körpern in luftleeren Räumen doch Etwas sein muß, so ist der Aether der Alten wieder zu Ehren gekommen; er ist Millionen Mal dünner als die atmosphärische Luft und seine Schwingungen können nach Billionen berechnet werden.

Der Schall, den unsere atmosphärische Luft fortträgt, ist gröberer Natur und bewegt sich auch langsamer und nicht sehr weit, während das Licht auf Aetherschwingen mit rapider Schnelle die Welträume durcheilt. Hoch steht das Licht über dem Schall, wie das physische Sehen über dem Hören; Jedermann würde lieber das Gehör ganz und für immer einbüßen, als das Gesicht nur theilweise und auf einige Zeit. Taubheit hat etwas Komisches, Blindheit ist derjenige Zustand, der auch den wildesten Angreifer entwaffnet und das Gefühl des tiefsten Mitleids hervorruft.

Ein Körper, der im Stande ist, den feinsten aller bekannten Stoffe, den Aether, in Bewegung zu setzen und damit auf einen anderen zu wirken, heißt ein leuchtender. „Von Körpern kommt's, die Körper macht es schön." Daß es mit den Körpern „zu Grunde geht" ist keineswegs ausgemacht und beruht auch bei Göthe nur auf einer diabolischen Hoffnung.

Nach der griechischen Mythologie vermählte sich der Aether mit der Erde, das heißt: mit dem Körperlichen und erzeugte den Tag. Wäre der Aether Junggeselle geblieben oder würde er je wieder Wittwer, so wäre es eben finster. Aber er selbst, der Macher des Lichtes, bestünde nach wie vor.

Die Materialisten sagen freilich: eine Kraft, die sich nicht äußert, ist keine Kraft. Wenn es keine stofflose Kraft gibt, so ist „keine Kraft“ gleich „keinem Stoffe“. Würde also der Aether einmal aufhören, sich zu bewegen, so hätte er auch aufgehört zu existiren. Der Aether aber ist ein Stoff, denn man berechnet ja seine Bewegungen, und zwar ein Urstoff, er läßt sich nicht in Bestandtheile auflösen, er kann also nicht aufhören.

Wenn wir an sich kreuzenden Wegen zweifelnd stehen, so sind uns Sprache und Sprachgebrauch oft interessante Wegweiser; die Sprache ist dem Menschen nicht oktroyirt, sie offenbart sich ihm aus seiner Sapienz, welche die richtigen Bilder auszuwählen versteht. Sie selbst vergleicht die Thätigkeit des Geistes mit dem Lichte und seinen Erscheinungen; wir hören von Aufklärung, von Geistesblitzen, von wissenschaftlicher Beleuchtung u. s. w., während Gefühle, an denen auch die Thierwelt participirt, mehr den Rang mit dem Feuer theilen müßen, als einem untergeordneten und mit dem Verbrennungsobjekt vergänglichen Lichtspender; es gibt flammenden Zorn, Liebesgluth, glimmenden Haß u. s. w.

Die Analogie des Lichtes mit den Kraftäußerungen dessen, was wir kurzweg den menschlichen Geist nennen, drängt sich unabweislich auf. Ein gescheidter Kopf ist ein heller, und in einem dummen ist's finster, die Wahrheit liegt in dem einen Falle klar, in dem andern dunkel; — „mir geht ein Licht auf,“ — diese Redensart wird von Jedermann gebraucht und Tausende würden von selbst darauf verfallen, wenn sie dieselbe auch nie gehört hätten.

Wenn selbst die materialistische Naturanschauung ohne Voraussetzung nicht mehr durchkommt und an die hypothetische Substanz eines Weltäthers glaubt, so kann es keine Verwegenheit sein, auch dem Mikroskosmus ein solches Fluidum zu vindiciren. Dasselbe muß noch viel feiner geartet und unendlich schnellerer Schwingungen fähig sein, als der Aether.

So hoch das Licht über den Schall, so hoch steht seinerseits wieder der Geist über dem Lichte. Der Blinde ist unglücklicher als der Taube, aber noch weit unglücklicher als der Blinde ist der Geisteskranke, d. h. derjenige, dessen Materien nicht im Stande sind, den Träger des Gedankens zwischen sich und der Außenwelt mit der nöthigen Schwungkraft wirken zu lassen.

Bei Vorstellungen, die dem Geiste so recht eingeprägt, bei Schwingungen, die ihm so zu sagen angewöhnt sind, kann er sich bis zu einem gewissen Grad von der Materie sogar emancipiren. Steinalte Leute haben von Einzelheiten aus ihrer frühesten Jugend merkwürdig klare Vorstellungen, während sie das zunächstliegende nur mehr oberflächlich fassen und gleich wieder vergessen. In der Hitze des Fiebers, in den ersten Stadien der Zerstörung des Gehirns stellt der Geist häufige Versuche an, sich seiner gewohnten Werkzeuge zu bedienen. Ist eine Reparatur im Gange, so will der Geist arbeiten, noch bevor dieselbe vollendet, d. h. die Genesung eingetreten ist. Der Arzt verbietet daher jede Arbeit, nicht um den Geist, sondern um seine Werkzeuge zu schonen.

Wie die Körper der Menschen zwar ihrem Wesen nach gleich, in der Form aber nur ähnlich sind, so auch die Geister der Menschen. Wenn wir für den Geist einen hypothetischen Stoff annehmen, so müßen wir auch eine hypothetische Form desselben voraussetzen. Der Sprachgebrauch hilft sich in dieser Beziehung durch Uebertragung auf die Sinne; er weiß von großen und kleinen Geistern, schönen und häßlichen Seelen u. s. w.

Selbstverständlich ist auch die Form des Geistes unveränderlich. Unter den ungünstigsten materiellen Zufällen und in dem elendesten Körper wird das Genie nicht zu verkennen sein. Der Geist hat wie schon oben angedeutet, die Macht, den physischen Willen zu disciplniren, aber er muß es nicht. Diese vollkommene Unabhängigkeit

ist ein weiterer Beweis für seine abgeschlossene Individualität. Umgekehrt wird ein minder ausgestatteter Geist auch bei der sorgfältigsten und kostspieligsten Pflege seiner körperlichen Werkzeuge, und troß der eifrigsten Einwirkung anderer Geister keine Umwandlung erfahren.

Je weniger oder je mehr ein Geist im Stande ist, durch Vermittlung der Materie fremde Ideen in sich aufzunehmen, desto weniger oder desto mehr wird er wieder Ideen von sich geben. In manchem Kopf ist freilich fortwährend Mißernte, während Manche Gedankenträger besitzen, die für eine aufgenommene Idee hundert neue hervorbringen. Die Offenbarung der Sprache bezeichnet einen dem geistigen Befruchtungsprozeß günstigen Zustand mit Humor, Feuchtigkeit. Um es kurz zu sagen: die Geistesindividuen unterscheiden sich durch den Grad ihrer Fruchtbarkeit. Die Keimkraft der auf dem Felde des Geistes gereiften Ideen gibt dem Mumienweizen Nichts nach. Heute noch, nach 2000 Jahren bildet sich unsere Fassungskraft und unser Schönheitssinn an den literarischen und plastischen Werken der Griechen.

Wollte man annehmen, der Ideenreichthum beruhe nur auf einem Vorrath subtiler Nervenorgane, die in den Centren des Gehirns die gewonnenen Sinneseindrücke neu zu gruppiren im Stande sind, so müßte diese Gruppirung, da ja jeder Meister Schüler und Nachahmer zählt, in tausend Köpfen eine stoffliche Veränderung hervorrufen, welche das in solcher Art modificirte Gehirn zu einer ähnlichen Produktion befähigte. Zu dem Gedanken als Wirkung einer Substanz hätten wir da noch eine substantielle Wirkung des Gedankens. Der Materialist wird annehmen, daß die Disposition im Gehirn schon vorhanden sein muß und durch Vorstellung von Außen nur geweckt zu werden braucht. Aber weder Chemie noch Mikroskop haben von einer solchen Disposition auch nur die leiseste Spur entdecken können; man sollte glauben, das Gehirn eines Napoleon, Göthe, Humboldt, Börne, Cavour u. A. müßte sich in irgend einem Punkte von dem Encephalon des Hirten

oder Steinklopfers unterscheiden. Wäre es der Fall, wir hätten sicher davon gehört. Aber nein; das Faustpoem, die physische Weltbeschreibung, die Pariser Briefe, die Nibelungengestalten, die italienische Staatsidee und viele andere Geistesschöpfungen entstanden zwar unterhalb der Dura mater des betreffenden Autors, aber die Gehirnfaser ist nur die weiche Unterlage des neugeborenen Gedankens.

Der menschliche Geist ist im Stande, vermittelst der ihn umgebenden Materie andere, außerhalb liegende Materien, und vermittelst jener und dieser auch andere Geister wahr zu nehmen, d. h. die Menschen können sich mit einander verständigen und, wie man sagt, ihre Gedanken austauschen. Direkt „spricht kein Geist zum andern Geist." Unbekannt ist uns dasjenige, was uns niemals eine Materie darbot.

Vermittelst der ihn umgebenden Materie kommt der Geist auch zum Bewußtsein seiner eigenen Existenz. Sich selbst kennt jeder am beßten, weil es zu dieser Wahrnehmung nur eines einzigen Materiendurchgangs bedarf. Je mehr Glieder dazwischen liegen, desto schwieriger wird das Erkennen. Hat man mit Jemand etwas zu schlichten, so läßt sich nicht längnen, daß es besser ist, anstatt Botschaften zu schicken und Briefe zu schreiben, mit dem Betreffenden selbst zu sprechen. Dann sind bis auf die zwei nothwendigen Bindemittel alle weiteren Hindernisse weggeräumt. Wie wenig Garantie für richtiges Erkennen liegt also z. B. im schriftlichen Prozeßverfahren!

Das Thier fühlt, daß es existirt, der Mensch weiß es. Er weiß sogar, wie lange ungefähr die gegenwärtige Art seiner Existenz und seines Existenzbewußtseins dauern wird. Vernunft und philosophischer Geschmack unterscheiden nicht nur die Dinge außerhalb ihres Wohnsitzes, sie sind auch rückwirkend und sich selbst genießend. Der Mißverstandene, mit Undank belohnte, unschuldig Leidende hält, vorausgesetzt, daß sein Geist der Aufgabe gewachsen ist, zwischen Empfindung und Bewegung das Gleichgewicht. Um-

geben von ungünstigen Erfolgen erblickt er in seinem Bewußtsein den einzigen, aber auch für alles Andere entschädigenden Lichtpunkt, den wahren „Trost der Philosophie". Wenn Moleschott und Vogt heute wegen ihrer Lehren in den Kerker wandern müßten, so würden sie ihren Inquisitoren mit stolzer Verachtung begegnen. Sie thäten es im Gefühle jener Kraft, die sie nur als das Resultat der Ernährung des Gehirns betrachten.

Das vornehmste und zugleich gewöhnlichste Verständigungsmittel der menschlichen Geister ist die S p r a c h e.

Diese merkwürdige Mittheilungsgabe hat verschiedene Ausläufer, nach oben und unten. Eine niederer stehende Art ist die Geberde, das Zeichen; eine, wenn auch nicht höhere, so doch ausgeschmückte der Gesang. Aber auch die niedere Art ist einer Steigerung zum Schönen fähig, indem sie sich zur Mimik und zum Tanze ausbildet, während die Tonsprache herabsinken kann zum Schreien, Jauchzen, Zischen. Wenn die Henne ihre Jungen ruft oder die Gemse auf Vorposten dem Rudel Signale gibt u. s. w., so sind das nur Empfindungsausdrücke des Hungers oder der Furcht und nähern sich höchstens der letzterwähnten niedersten Art der Mittheilung.

Das menschliche Sprachsystem wurzelt sowohl im geistigen wie im physischen Gebiet und bildet ein kaum beschreibliches Gemisch beider Elemente. An die Zungenbewegung ist es keineswegs gebunden, auch Taubstumme lernen lesen und schreiben. Ueberdies gibt es vielerlei mehr oder minder vollkommene Sprachformen, wir erinnern nur, von der Blumensprache abgesehen, an den optischen Telegraphen, an die Flaggensprache u. dgl. und werden fortwährend neue Spielarten erfunden. Zwei des Telegraphirens Kundige können bei Tisch, ohne daß die übrige Gesellschaft etwas davon ahnt, durch Klopfen mit den Fingern conversiren. Die Hauptsache ist, daß die Worte und Sätze g e d a c h t w e r d e n.

Die Sprache gibt das zutreffendste Bild der menschlichen Natur selbst. Wie alle Geister und Körper wohl einander ähnlich, aber nicht zwei einander gleich sind, so sprechen alle Menschen, aber Jeder spricht anders. Welch' ein Unterschied zwischen den Infinitiven des Buschmanns und einer Kammerrede des Herrn Thiers. Und doch sind Beide Menschen, Beides ist Sprache und Beides Geist und Körper. Aber wenn Thiers spricht ist nicht nur ein bedeutend größeres Quantum Geist im Spiel, auch die Luftschwingungen vertheilen sich mit mehr Ebenmaß und sein Organ, obwohl nicht schön, hält die Gehörsnerven in angenehmer Spannung, während der singende Ton des Wilden anwidert. Je stärker ein Menschengeist, desto mehr Ausdrucksorgane weiß und strebt er sich dienstbar zu machen. Der Gebildete spricht nicht nur, er schreibt auch, zeichnet, treibt Musik, Gesang und Tanz, lauter Variationen der Sprache.

An diesem Platze dürfte die Bedeutung des Büffon'schen Satzes: „Der Styl ist der Mensch" erst recht einleuchten.

Dieser Satz ist nicht nur relativ, sondern auch absolut zu nehmen. **Der Styl überhaupt**, d. h. die Fähigkeit Gedanken systematisch und zwar nach selbst gewähltem System auszudrücken, **das** ist es, was den Menschen ausmacht.

Die Thiere haben viele und beachtenswerthe Mittel, ihrer Empfindung Ausdruck und ihren Bedürfnissen Befriedigung zu verschaffen. **Aber kein Thier** ist im Stande, diesen Ausdruck oder diese Befriedigung zu **stylisiren**.

Wenn, nebenbei bemerkt, Talleyrand meint, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen, so muß leider das Lügen als ein Privilegium der Menschheit constatirt werden. Das vermeintliche Schmeicheln der Katze, bevor sie ihre Krallen einsetzt, beruht wohl auf einem Mißverstehen der Katzenmimik; wedelt ja auch häufig der Hund mit dem Schweife, wenn

er eine Beute gewahr wird. Zum Troste der Moralisten wird die Thatsache, daß es viele Lügner gibt, aufgewogen durch die Gewißheit, daß viele Menschen ihr Leben der Erforschung der Wahrheit widmen und ihren Triumph darin finden, derselben die Ehre zu geben.

Nun soll der Mensch durch die Umbildung der Arten entstanden sein, sein Sprachvermögen von dem auf Bedürfniß gegründeten häufigen Gebrauch des Sprechorgans herrühren. Wenn der Vierhänder nicht mehr veranlaßt ist, auf Bäume zu steigen, dann wachsen ihm auch die Arme nicht mehr so lang, er wird dadurch gezwungen aufrecht zu gehen und im Lauf der Generationen bildet sich auch der Rückgrat in der hiezu geeigneten Weise. Wie aber soll der Affe dazu gekommen sein, gleichzeitig seine Zunge so consequent in Bewegung zu setzen, daß er es endlich zu einem lallenden Demosthenes und schließlich zum fertigen Redner brachte? Zudem ist, wie vorhin erwähnt, die Zunge zwar ein wichtiger, aber bei weitem nicht der einzige Faktor der Sprache. Man könnte sagen: non est in lingua, quod non fuerit in intellectu.

Wenn das Wolfsgeschlecht theilweise zum Hund und das Gras zum Weizen wurde, so ist das wohl eine Veränderung und relative Verbesserung aber keine absolute Erhöhung im Range, dergleichen wohl kein Organismus und wenn er noch so viele Katastrophen überdauert, jemals erreichen wird, so wenig er eine Degradation zu befürchten hat. Die Möglichkeit, daß ein Thier zur Pflanze oder der Mensch nach Jahrtausenden wieder zum Affen wird, ist meines Wissens auch von Herrn Vogt nicht in Betracht gezogen.

Selbst innerhalb derselben Rangklassen ist eine Umwandlung der einen Rasse in die andere unmöglich. Ein fleischfressendes Raubthier, wenn auch von lauter Almen umgeben, wird eher zu Grunde gehen, als zum Wiederkäuer werden. Der Angelsachse, gewiß ein dauerhafter Schlag, mag Generationen hindurch unter

der Sonne Afrikas leben, er wird nie zum Neger, so wenig als die Rothhaut zum Mongolen. Hat doch selbst ein zahlreicher Bestandtheil der europäischen Gesellschaft, der fast seit zwei Jahrtausenden in unserm Klima blüht und an unserer Cultur Theil nimmt, ja häufig selbst darin Großes leistet, heute noch den chaldäischen Typus, durch den er schon auf den ältesten ägyptischen Skulpturen charakterisirt wird.

Aehnlichkeit in Gestaltung und Thätigkeit einzelner Organe gibt es zwischen Thier und Mensch freilich genug; spielt doch selbst der niederstehende Frosch in unseren Hörsälen eine nicht unwichtige Rolle. Wenn man die Aehnlichkeit der menschlichen Embryonen mit den thierischen und mit ausgebildeten Thieren anführt, so ist das eben ein weiteres Zeichen, daß das unterscheidende Element anderer Natur ist, als die Substanzen, deren Bildung wir beobachten können.

Wenn das Pferd vor der verschlossenen Stallthüre steht, mag es wohl beiläufig wissen, wie es innen aussieht, namentlich, wo Heu und Haber zu finden sind, aber was ist sein Dämmerlicht gegen die Strahlen des Menschengeistes, die nicht nur weit über die nächsten Bedürfnisse hinausschießen, sondern mit ihren Spitzen selbst die himmlischen Kreise berühren? Was ist alle Findigkeit der Thiere, von der uns von gewisser Seite so viele wahre und falsche Anekdoten vorgehalten werden, gegen die Ingenieurkunst, welche Abgründe überbrückt, Flüsse untergräbt und Gebirge von zwei Seiten so anbohrt, daß die Werkzeuge in der Mitte zusammentreffen?

Ein Materialist sollte das Wort Ingenieur gar nicht in den Mund nehmen; gegenüber den rohen mechanischen Kräften vertritt er, wie ja das Wort sagt, das geistige Element der Arbeit. In einer Erwiderung, die einst Prof. Fallmerayer auf die Festrede eines strenggläubigen Akademikers veröffentlichte, spricht dieser gewiß nicht transscendental schwärmende Gelehrte wiederholt von einem Ingenium,

das jedem guten Literator innewohne und ihn zwinge, in seinen Arbeiten alle Ueberladungen und unvermittelte Sprünge zu vermeiden. Er bezeichnet dadurch unwillkürlich jene Seite des Geistes, die wir den philosophischen Geschmack nannten, als angeboren. Etwas Angebornes aber soll es nicht geben, sondern jede Entwicklung nur durch äußere Umstände bedingt werden.

„Eine Zelle aus der andern“, sagt Virchow. Wenn man vom größten Eichbaum, oder vom Elephanten ein Theilchen von der Größe einer Nadelspitze ablöst und unter's Mikroscop bringt, so stellen sich beide als eine Aneinanderfügung von Zellen dar. Wie viele Milliarden von Pflanzen- und thierischen Zellen gehören dazu, um solche Colosse aufzuthürmen. Und doch war der Elephant einst nur ein Zellchen im Eierstock seiner Mutter und der Eichbaum im Blüthennäpfchen seines Vaters. Die gesammte Entwicklung der organischen Natur ist nichts als eine Entwicklung, beziehungsweise Vermehrung ihrer Zellen. Gehen wir weiter und immer weiter zurück, so kommen wir zuletzt auf eine einzige, auf eine Urzelle. Ein Boshafter könnte fragen: ist die Vermehrung innerhalb derselben vor sich gegangen, oder durch Abschnürung.

Aber wie Alles in der Welt, so hat auch die fröhliche Zellenbrut ihre Feinde. Die Krankheit, sagt Virchow, ist die veränderte Zelle. Wer aber verändert, verschiebt oder verhindert sie? Herr Dr. Hallier, der neueste Mikroskopiker, glaubt einen ihrer Hauptfeinde entdeckt zu haben. Getreide-, Trauben- und Kartoffelkrankheiten sind Pilze, die Cholera ist ein Pilz, der Typhus ist ein Pilz, Alles, was Säfte absorbirt, ohne die üblichen Procente an den Hauptorganismus zurück zu vergüten, ist Pilz, allerdings nur eine concretere Fassung des älteren Satzes: jede Krankheit sei ein parasitischer Prozeß. Während uns die Urzelle mit ihrer Fruchtbarkeit an etwas Göttliches erinnert, haben wir, wenn wir wollen, im Pilz das Vergnügen, eine Art Teufel zu erblicken. Wenigstens gilt derselbe als Inbegriff aller aufschießenden Hoffahrt, die in sich

ohne haltbaren Kern, auch dem Ganzen statt Nutzen eher Schaden bringt.

Wenn unter Millionen Spermatozoen, die im Körper entstehen und wieder vergehen, und unter Tausenden, die einen Anlauf nehmen, ihren Bestimmungsort zu erreichen, zufällig Einer in ein Bläschen schlüpft, so ist der Mensch, möglicher Weise der Welteroberer, fertig. Freilich wird, da uns die Materie den Streich spielt, daß Kinder den Aeltern gleichen, und häufig ganze Familien, immer aber die Nationen einen gewissen Charakter zeigen, eingeräumt, daß gewisse Anlagen schon im Samenthierchen wie im Ei vorhanden seien. Nachdem man über diese kleine Inconsequenz leicht hinweggegangen, wird die ganze Entwicklung des werdenden, die ganze Thätigkeit des gewordenen Individuums auf Rechnung des Stoffwechsels gesetzt. Auch das Denken sei nur ein physiologischer Proceß, also wechselnde Existenz von Zellen und Zellengeweben. Wir sind nur begierig, ob nicht auch noch ein das Zustandekommen gesunder Gedanken beeinträchtigender Pilz entdeckt wird.

Ob übrigens die Seele angezeugt, ob sie erst im Augenblick der Geburt geschöpft wird, wie und wann der hypothetische Stoff zu den übrigen tritt, ist eine müßige Frage. Der menschliche Geist ist da, weil er da sein muß. Wem die Erklärungsgründe der Religion zu bequem erscheinen, der betrete den Weg der Logik und er wird zu demselben Resultat gelangen. Wir beugen uns vor den Leistungen der Retorte und des Mikroskops und ihre Ergebnisse überzeugen uns von dem, was sie beweisen sollen, vollkommen; aber gleichwie der Chemiker jede Materie durch eine andere untersucht, so kann auch die Gesammtheit, der Begriff der Materie nicht durch einen Theil derselben, sondern nur durch einen andern, also nichtmateriellen Begriff untersucht werden. Der Geist ist im Stande, sich a posteriori selbst zu beweisen, so wie er auch manchmal, man möchte sagen aus Muthwillen den Versuch macht, sich a priori zu läugnen. Sein häufigster Standpunkt ist die Mitte zwischen diesen

beiden Bewegungen, nämlich der Zweifel, ein Zustand, von dem das Thier aus guten Gründen enthoben ist.

Der reine Materialismus, der auch das geistige Leben auf eine Zersetzung der Stoffe reducirt und dem die ganze Natur nur das Schauspiel einer großartigen Fäulniß bietet, ist der Rückschlag auf die transscendentale Ueberspanntheit früherer Zeiten. Es wurden so viele Worte gemacht und das Publikum mit dem Studium so vieler Phrasen angestrengt, daß man endlich nach Thatsächlichem verlangte. „Philosophie ist die fruchtbare Grundlage alles Wissens; sie lehrt uns, das was wir beobachten und fühlen, logisch und maßvoll ordnen und das Ergebniß entweder zu einem Urtheil oder zu einem Kunstwerk formuliren. Des philosophischen Geschmackes können wir uns gar nicht entschlagen; jedem Geistesprodukt drückt er seinen Stempel auf, dessen Gradation freilich von dem höchsten Werth bis zu einem Minimum herabgeht. Aber Philosophie, lediglich um zu philosophiren, gilt nachgerade als brotlose Kunst.

Mit letzterem könnte man einverstanden sein, wenn nicht das reine Denken einen weiteren Beweis für die Selbstständigkeit abgäbe, die der Geist der Materie gegenüber einnimmt. Der Satz, daß Nichts in der Erkenntniß ist, was nicht früher durch die Sinne wahrgenommen worden wäre, modificirt sich einigermaßen angesichts der Platonischen Gespräche. Der menschliche Geist vermag nämlich die Materie auch so zu definiren, wie sie sein sollte und nicht wie sie ist.

Aus dieser idealisirenden Neigung des menschlichen Geistes entspringt die Liebe zum Vollkommenen, zum höchsten Guten wie zum höchsten Schönen, das Sittengesetz und der Begriff der Kunst. Welcherlei atmosphärische und geologische Processe dazu gehörten, um einige hundert oder tausend Affen in verschiedenen Ländern zu Idealisten zu machen, das mag Herr Vogt mit seinen gläubigsten Zuhörern ausmachen.

Kunst heißt im weitesten Sinne die Fähigkeit eines Menschen, seinem Streben nach dem ideal Schönen Ausdruck zu verleihen. Hätten wir es nur mit den bildenden Künsten zu thun, so könnte man sagen: Die Kunst ist die Vergeistigung der Materie. So aber arbeitet beispielsweise die Poesie mit der Sprache, deren Hauptfaktor selbst schon geistiger Natur ist.

Man könnte die Künste nach dem Rang der Stoffe eintheilen, welche durch sie zu einer höhern, harmonischen, mit einem Wort idealen Kraftäußerung gebracht werden.

Der nächstliegende Kunststoff, wenn man so sagen darf, ist die Luft. Diese Materie, die ohnehin schon nicht mehr zu den sichtbaren gehört, läßt sich am leichtesten vergeistigen. Sie kann in Schwingungen versetzt werden, welche die Empfindung angenehm kräuseln, die Bewegungsnerven beruhigen oder mit erhöhter Energie erfüllen. Vom Naturgesang des Hirten, vom Schlummerlied und Trompetensignal bis zur Aufführung der Beethoven'schen Sinfonie ist alles Musik. Ist auch nicht jedermann Künstler, so ist die Kunst doch Gemeingut der Menschheit. Jedes Individuum, dem ein geistiges Element inne wohnt, bekundet auch den Trieb, die Materie zu verschönern, natürlich nach Maßgabe des ihm verliehenen Geschmackes.

Der sog. Gesang der Vögel besteht aus Naturlauten, denen, von Nahrungs- und Geschlechtstrieb abgesehen, jede Intention abgeht. Die Nachtigall klagt, auch wenn sie sich der Freiheit erfreut und der Zeisig pfeift lustig, wenn er so eben in Gefangenschaft gerieth.

So hoch das Licht über dem Schall, so hoch steht die bildende Kunst über der Musik. Die Fähigkeit, eine Materie zu formen, hat freilich auch das Thier, man denke an die Vogelnester, an die Zellen der Bienen u. s. w. Was jedoch in diesem Bereich schön genannt wird, ist lediglich zweckmäßig und Gegenstand des Gebrauchs.

Ja wenn an dem, was Thiere formen, je eine Spur von Verzierung nachgewiesen werden könnte, dann wären die Vertreter gewisser verwandtschaftlicher Ansprüche geborgene Leute. Aber der Trieb zum Künstlerischen, der den edelsten Thieren mangelt, wohnt im rohesten Menschen. Formen, wie sie die Natur gibt oder der Gebrauch fordert, genügen ihm nicht, er will auch seine eigenen Gedanken darin anbringen und glaubt sie dadurch zu verschönern. Der Werth der so entstehenden Kunstleistungen, zu denen man selbst das Tätowiren rechnen muß, ist freilich sehr verschieden.

Die Vergeistigung, welche der bildende Künstler mit der Materie vornimmt, kommt durch das Licht zur Anschauung, ja er vermag vermittelst des Lichtes, wie es ist, ideale Lichtwirkungen darzustellen. Der in der Materie fixirte Gedanke lebt und wirkt, so lange die hiebei verwendete oder andere ihr nachgeformte Materien dauern. Der Künstler lebt fort in seinen Werken, am sichersten und intensivsten aber der bildende. Vor einer Antike stehend, gewahren wir das Denken und Schaffen eines Menschen, dessen Körper schon seit mehr als zwei Jahrtausenden nicht mehr existirt, wir empfinden nach, was er empfunden und genießen, was durch seinen Geschmack gegangen ist. Ein Dichter, der unter andern Zeitverhältnissen geschrieben hat, wirkt daher lange nicht so direkt, als es durch die vorliegende Originalmaterie einer bildenden Kunstschöpfung geschieht.

Nicht nur die Materie vergeistigt der Mensch, er vermag auch die Gedanken selbst anders zu gestalten, als sie sich durch die Vermittlung des Gehirns unmittelbar ergeben. Dieses Streben des Geistes, sich unabhängig von der Materie zu vervollkommnen, gelingt ihm nach zwei Richtungen, als erhöhtes Erkennen und erhöhtes Empfinden, als potenzirte Vernunft und potenzirter Geschmack, als Philosophie und Poesie. Dieses geistige Können ist die höchste Kunst, die Mutter aller übrigen Künste, denn nur der veredelte Gedanke vermag die Materie wirklich und fruchtbringend zu vergeistigen.

Sehr treffend nannte man daher früher die Geisteskünste, Poesie, Rhetorik u. s. w. Humaniora, d. h. die menschlicheren Studien. Wenn der Geist an sich das Kriterium des Menschlichen ausmacht, so liegt in der Cultur des Geistes, in dem Streben, das Höchste noch höher zu bringen, an und für sich eine Steigerung des Begriffs der Menschlichkeit. Daß aber auch die idealen Bestrebungen das dem Menschen zuträgliche Maß einhalten und über dem Superlativ nicht der Positiv verloren geht, dafür sorgt die Vernunft durch die Kritik, die Wissenschaft des Geschmackes.

Nach dem Schema des Materialismus kann es gar keine Kunst geben. Wenn der Mensch nichts ist, als „die Summe seiner Sinne" oder ein „Aggregat von Stoffen", dann ist auch die Iliade nur eine wechselnde Gruppirung der 24 Buchstaben, der Apollo von Belvedere ein Stück Marmor und der Kölner Dom ein Quantum Hau- und Ziegelsteine; dann hat sich zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien ein Atomengemisch zusammengefundeh, welches vermittelst gewisser Bewegungen verschiedene Farbstoffe und Oxyde so aneinander reihte, daß die darauf reflektirten Lichtschwingungen die sog. Sixtinische Madonna vorstellen. Gewiß ein merkwürdiger Zufall, fast noch wunderbarer, als wenn man sagen würde, Rafael besaß einen Genius, wie kein Maler vor und nach ihm.

Das Selbstgefühl der Künstler wird solche Definitionen immer absurd finden: sprechen sie ja bei jeder Gelegenheit von dem Ernst, der hohen Würde, der geistigen Bedeutung ihres Thuns. Und doch hat sich ein Analogon des Materialismus unter dem Namen Realismus auch in die Kunst eingeschlichen. Während der Materialist nicht nur Alles durch, sondern auch Alles in der Materie finden will, arbeitet der Realist für die Materie. So wie der strenge Classicismus als Rückschlag auf die unnatürlichen Verzerrungen der Zopfzeit folgte, so reagirt jetzt der Realismus gegen die Romantik. Wenn man auch den Malern zugibt, daß die höchste Naturtreue auch die höchste Technik erfordert und daß eine vollkommene

Bewältigung der Formen eben wegen ihrer Vollkommenheit auch wieder den Rang des Künstlerischen einnimmt, so muß doch die Richtung, welche sich bei einigen jüngeren Historienmalern in der Auswahl des Gegenstandes geltend macht, als Irrweg bezeichnet werden. Wenn es im Wesen der Kunst liegt, die Natur zu idealisiren, so erreicht sie dieses Ziel am ehesten an der lebendigen Natur und wenn eine Materie vergeistigt werden soll, so ist es immer besser, wenn in derselben schon einiger Geist vorhanden ist, mit dem sich dann weiter arbeiten läßt. Ein Künstler aber, der nur Leichen oder krankhafte und verzweifelte Erscheinungen zum Vorwurf wählt, legt dadurch jener positiven, freudvollen und den Menschen erhebenden Wirkung, die am Ende doch der praktische Zweck der künstlerischen Thätigkeit ist, nur Hindernisse in den Weg, über welche selbst die größte technische Meisterschaft nicht hinweghilft.

Es kann nicht Aufgabe dieser Abhandlung sein, den Einfluß der materialistischen Zeitströmung auf das Gebiet der Kunst näher zu erörtern. Man will hier nur noch auf das innig zusammenhängende Wirken und doch wieder getrennte Wesen von Geist und Körper im einzelnen Menschen und den Reflex dieses Dualismus in den gesellschaftlichen Organismen hinweisen. Die Verschmelzung des Idealen mit der Realität wird dabei in der Praxis eingeräumt, ihre Verschiedenheit im Princip aufrecht erhalten.

So tritt uns gleich im Staate ein neuestens oft genanntes Paar von Begriffen entgegen: Recht und Macht. Die letztere ist die Materie vermittelst deren sich das Recht des Staates, sowie jedes Einzelnen zu äußern vermag. Das Recht ist der bessere Theil, die Seele die Macht. Aber wenn auch dieser Körper fehlt, das Recht besteht doch fort.

Wir sind da mit einem Sprunge beim Materialismus in der Politik angelangt. Wenn der Geist nichts ist als der Effekt der Zusammensetzung der Stoffe, dann ist Alles Geist, oder vielmehr: es

gibt gar keinen Geist. Und wenn das Recht nichts ist, als der Ausfluß der Macht, dannn ist Alles Recht, oder vielmehr: es gibt gar kein Recht.

In jedem Fall ist die Macht, wenn auch brutal wirkend, nicht eine elementare, sondern eine systematisch auftretende, vom Geist des Rechts durchdrungene Kraft, denn ihre Organe bedürfen ja doch wenigstens unter sich einer Disciplin. Wenn die politische Macht nicht den höheren Rechtsbegriffen dienstbar ist, so gleicht sie ungefähr einem wohlausgestatteten menschlichen Körper, der die ihm verliehene Combinationsgabe zur Befriedigung materieller Wünsche gebraucht, in welchem aber Vernunft und philosophischer Geschmack zur Passivität verurtheilt sind.

Was der Gebildete unter den übrigen Menschen, das ist der Rechtsstaat unter den absolut regierten. Die einen entwickeln gerade so viel Geist, als sie brauchen, um sich als Menschen zu qualificiren, die andern gerade so viel Recht als nöthig ist, um die Gewalt zu erhalten. In dem einen Fall nimmt das sinnliche Element, in dem andern die Staatsgewalt eine *parasitische* Stellung ein.

Hingegen kann das geistige Element niemals in Parasitismus verfallen. Kein Mensch hat zu viel Geist und in keinem Staate wird dem Rechte zu viel gehuldigt. Wenn sich ein Einzelner krank arbeitet, so wirken physische und der Gefühlsseite entspringende Faktoren mit, z. B. Nahrungssorgen, Ehrgeiz, Partheiwuth — und wenn das höchste Recht zum Unrecht wird, dann hat eben das Gesetz unter dem Buchstaben gelitten.

Selbst der materiellste Proceß im menschlichen Zusammensein: die gegenseitige Ernährung, dreht sich um einen doppelten Faktor: Kapital und Arbeit. Der Socialismus sagt ächt materialistisch: Es gibt kein von Gott geschenktes Kapital; das Kapital ist nur das Produkt der Arbeit.

Wenn ich tausend Thaler habe, besitze ich Alles, was um dieses Geld herzustellen ist; das Kapital ist auch in der That Nichts als eine Summe von Arbeitskräften, deren Geltendmachung selbstverständlich von der Natur abhängt. Wenn die Arbeitskräfte gegen das Capital reagiren, so reagiren sie gegen ihre Zusammenfassung, was eigentlich widersinnig ist. Die Arbeit kann das Kapital so wenig entbehren, als der Körper den Geist. Der Kampf ist auch in der That vielmehr ein Kampf gegen die Kapitalisten. Die Arbeiter wollen ihre eigenen Arbeitgeber werden und selbst Kapital aufnehmen.

Daraus ergibt sich das merkwürdige Beispiel einer nach einer Idee ringenden Realität, so zu sagen eines Körpers, der bestrebt ist, sich eine Seele zu verschaffen. Wo aber eine solche Verbindung nicht von Natur aus da ist, läßt sie sich künstlich nicht herstellen. Ein Arbeiter, dem besondere Fähigkeiten innewohnen, oder eine Association, der besonders günstige Umstände zur Seite stehen, besitzt in denselben ein natürliches Kapital; die übergroße Mehrzahl der nur mechanisch Thätigen aber bietet keine den Credit anziehende und festhaltende reale Basis. Die Socialisten fühlen das selbst und appelliren deßhalb in ihrer Verzweiflung an den Staat. Dieser soll ihnen Credit einhauchen. Ein oktroyirter Credit aber ist kein Credit.

Die sociale Revolution, deren Bild uns so häufig ängstigt, könnte nur von ganz kurzer Dauer sein und in keinem Fall einen Faktor der Geschichte abgeben, d. h. die principiellen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft ändern. Der Beginn des Kampfes wäre das Aufkünden der Arbeit; sobald aber die Arbeit aufhört, verliert auch das Geld seinen Werth. Was hilft mich der Groschen, wenn mir niemand ein Brod dafür backt? Mit dem Aufzehren der vorhandenen Vorräthe müßte nothwendiger Weise die Arbeit wieder beginnen. Da wo Associationen günstige Umstände oder Einzelnen besondere Fähigkeiten zur Seite stehen, würde sofort Credit auftauchen. Der Credit aber ist die Idee des Capitals.

Auch fehlt dem Socialismus insoferne der sittliche Hintergrund, als kaum ein Arbeiter im Glücksfalle sich weigern würde, selbst Kapitalist zu werden.

Während verschiedene fundamentale Begriffe in der menschlichen Gesellschaft dieselbe Paarung der geistigen und materiellen Elemente aufweisen, wie der Mensch selbst, begegnen wir außerdem noch Faktoren, die lediglich idealer Natur sind und gleichsam die gesammte Realität zur Basis haben, wie z. B. das Völkerrecht. Seiner Natur nach kann dieses Recht keiner bestimmten Macht einverleibt sein; es schwebt über allen Partheien, als Verallgemeinerung des jedem Gemeinwesen und jedem Einzelnen innewohnenden philosophischen Geschmackes. Der Begriff des Völkerrechts steht höher als der irgend eines Staats- oder gemeinen Rechts, weil im Völkerrecht die Idee durch ihre eigene Kraft unmittelbar wirkt, ohne auf einen Richterspruch zu warten oder irgend eine Exekutive zu Hülfe zu nehmen. Das Vertragsrecht der Staaten untereinander ist politischer Natur und von der Macht so abhängig, daß sich letztere oft nicht skrupulös zeigt, wenn es Gelegenheit gibt, lästige Verträge zu beseitigen. Aber selbst bei einer Aktion, welche diesen Zweck hat, bleibt das Völkerrecht, als sittliches Gemeingut Aller, aufrecht.

Nicht nur der Einzelne, sondern auch die Gesellschaft und die Gesammtheit der Gesellschaften hat das Bewußtsein ihrer Existenz und daraus entspringt der Geist des Völkerrechts, der, wenn es gelänge, auch den Völkerwillen zusammenfassen, denselben disciplиniren und den Krieg unmöglich machen müßte. Dadurch würde auch für das Recht der einzelnen Staaten die reale Basis derselben, die kostspielige Macht, überflüßig. Ideales Ziel und Triumph des Geistes ist es überhaupt, die Materie zur möglichsten Passivität zu bringen. Wurde doch schon am Zeus des Phidias die Ruhe seines Angesichts als der wahrhafte Ausdruck der Göttlichkeit gepriesen.

Wie auf dem politischen das Recht, so führt auf dem socialen Gebiet der Credit eine die Substantiirung vermeidende Existenz. Haftscheine, Wechsel u. dgl. sind nur seine Sprachwerkzeuge, aber er braucht sie nicht unbedingt, verschmäht sie sogar, wenn er sich zum unbedingten Vertrauen steigern will. Ohne den Geist des Credits sinken die Arbeitskräfte auf einen bloß vegetirenden Standpunkt.

Wenn es eine sociale Frage gibt, so ist sie die Aufsuchung der richtigen Proportion bei der Entschädigung der Arbeiter und Arbeitgeber. Wenn sich Arbeiter, die mit der bloßen Ablohnung nicht zufrieden sind, vereinigen, um den ganzen Ertrag ihrer Arbeit mit einander zu theilen, so brauchen sie doch immer wieder einen Auftraggeber, sie müßten sich denn selbst Auftrag geben, d. h. speculiren. Die Speculation ist der Fortpflanzungsversuch des Kapitals. Wer kein solches hat, macht diesen Versuch mit der Idee des Kapitals, nämlich mit dem Credit. Wir kämen da zu dem widernatürlichen Ergebniß, daß eine Idee eine Materie erzeugte, wenn nicht Kapital oder Geld selbst etwas Ideelles wäre, nämlich die Abstraction der Arbeitskraft.

Interessant ist auch der rein geistige Proceß des Handels. Man kann nicht nur mit allen möglichen Materien Handel treiben, sondern auch mit der Idee in ihrer letzten Verdünnung, mit dem Credit des Einen gegen den Credit des Andern. Wenn unsere Börsenleute wüßten, welch' ein eminent geistiges Geschäft sie treiben! Eine Ahnung haben sie wohl, denn der gewinnende Theil ruft zuletzt: ich realisire!

Wenn es eine Lösung der socialen Frage gibt, so besteht dieselbe nicht im materiellen Communismus, sondern im Communismus der Ideen: im allgemeinen Recht, im allgemeinen Credit, im allgemeinen Frieden. Der wirkliche Friede ist nichts anderes als die Oberherrschaft der Idee.

Wir glauben an der Hand der Thatsachen ein Element im Menschlichen nachgewiesen zu haben, das unmöglich durch eine Umbildung der thierischen Art, hervorgerufen durch Aneinandergerathen bewußtloser Materien entstanden sein kann. Alles geschieht nach Naturgesetzen, aber der Zufall bedingt ihre Anwendung, wenn nicht der Mensch mit seiner Intention dazwischen tritt. So verschieden die Absicht vom Zufall ist und so sehr sie anderseits doch wieder von ihm abhängt, so unabhängig und so abhängig ist der Geist von der Materie.

Es gibt Körper ohne Bewußtsein ihrer Existenz und Körper mit diesem Bewußtsein. Ob es auch eine Existenz und ein Bewußtsein derselben ohne Realität gibt, diese Frage ist hier nicht am Platz. Uns genügt, zu constatiren, daß dem Menschen und allem menschlichen Thun eine Idee innewohnt, daß Alles was der Gesammtheit zu Gute kommt, im Vorwiegen der Idee, alles Schlechte im Vorwiegen der Materie seinen Grund hat. In der Idee liegt das höchste Gute und das ewig Schöne. Die Idee ist meistens unser Trost, oft auch unsere Plage, immer aber unser Privilegium.